

stellung des Weltgerichts bekrönt; dieses fehlte aber schon seit dem 19. Jahrhundert.

Die Epitapharchitektur hatte die Katastrophen vom 13. Februar in der Sophienkirche gut überstanden. Sie hatte bis zu deren Abbruch 1962 allerdings bereits gelitten, wurde damals geborgen, ging aber aus Ignoranz bis auf Reste verloren.

Heinrich Magirius

Denkmalpflege

RUINE UND REKONSTRUKTION ODER THEORIE UND PRAXIS

Die Schelte war zu erwarten. Die Legitimität ihres Anlasses bleibt davon unberührt (Jörg Traeger: Das Entsetzliche läßt sich nicht konservieren. Für den Wiederaufbau der Dresdner Frauenkirche, in: *Süddeutsche Zeitung* Nr. 74, 28./29. März 1991; Ruine und Rekonstruktion in der Denkmalpflege. Grundsätzliches zum Fall der Dresdner Frauenkirche, in: *Architektur und Kunst im Abendland. Festschrift Günter Urban*, Rom 1992, S. 217-232; Zehn Thesen zum Wiederaufbau zerstörter Architektur, in: *Kunstchronik* 45, 1992, S. 629-633; Wiederabdruck in: *Bauwelt* 85, 1994, S. 352f.).

Ein Blick zurück ist erhellend. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde in München z. B. die Residenz getreulich wieder aufgebaut. Längst ist sie auch wieder integraler Bestandteil des Stadtbildes geworden. Den Dresdnern blieb die Hoffnung auf bessere Zeiten. Diese brachten freilich auch unverhoffte Ratschläge. So plädierte eine museale Stimme aus München für einen Erhalt der Ruine der Frauenkirche und führte dazu u. a. an: „Gerade in diesen Tagen und Wochen könnten sie, die Einwohner Dresdens, stellvertretend für alle Deutschen – vor dem unerhörten Trümmerhaufen der Frauenkirche bedenken, was Krieg bedeutet“ (*Süddeutsche Zeitung*, 9. März 1991, Leserbrief). Münchner Nachdenken über den Krieg durch Dresdner Stellvertretung? Der Satz gab den letzten Anstoß zu den eingangs genannten Äußerungen. Dies zur Genese.

Nun kann man sich gewiß sehr unterschiedlich mit dem Thema Ruine auseinandersetzen. Das hat die Diskussion um die Frauenkirche gezeigt. Der Bogen ist weitgespannt. Er reicht vom hohen denkmalpflegerischen Ethos und Sachverstand der Fachleute bis zur makabren Ästhetisierung da und dort in den Medien. Das Kulturmagazin eines großen deutschen Fernsehprogramms brachte z. B. eine Ruinensendung, in welcher Bilder von grauenvoll zerschossenen Häusern in Beirut musikalisch mit dem Walkürenritt untermalt wurden. Mit einer ernsthaften Auseinandersetzung hat dies zweifellos nichts zu tun. Davon abgesehen, dürften aber auch sonst hinter jedem Standpunkt, den eigenen selbstverständlich eingeschlossen, sich Dimensionen eröffnen, welche über das reine Sachargument weit hinausreichen.

Die Leidenschaft, mit der die Diskussion geführt wird, deutet darauf hin, daß es um mehr geht als um wissenschaftliche Meinungsverschiedenheiten. Das Problem ist vielschichtig. Persönliche Polemik bringt nichts. Der Verweis auf die politische Ebene – Stichwort „Wende“ oder auch „Restauration“ – erklärt nicht allzuviel. Vielmehr sind unterhalb der Schwelle denkmalpflegerischer Lösungen und kunsthistorischer Kommentare menschliche Grundfragen tangiert. Der Einzelne wird sie nicht auf dem Markt der Meinungen, sondern für sich selbst beantworten müssen oder vielleicht auch offen lassen. Es geht, wie man nicht zuletzt an den gereizten Reaktionen sieht, im Grunde weniger um Beweise als um Überzeugungen.

Es ist, als ob ein Tabu verletzt worden wäre. Das hat den Blick auf die von mir versuchten Definitionen anscheinend etwas getrübt. Genaues Lesen muß aber da erwartet werden, wo das Gelesene in Frage gestellt werden soll. Dies insbesondere beim Ringen um das Ideal des Authentischen. Denkmalpflege lebt von der Quellenkritik. Ein Nachweis der Schiefen im einzelnen würde zu unnötigen Wiederholungen führen. Der interessierte Leser muß die erforderliche Rekonstruktionsarbeit anhand obiger Literaturangaben selber leisten. Hier nur einige summarische Bemerkungen. Auf Widersprüche sowohl innerhalb der einzelnen Entgegnungen als auch zwischen den Autoren gehe ich nicht ein.

Direkt geantwortet hat Georg Mörsch (*Kunstchronik* 45, 1992, S. 634-638). Engagiert bekämpft seine Erwiderng z. T. Dinge, die ich nicht gesagt habe. Zu den erwähnten Rekonstruktionen bzw. Reproduktionen aus Vergangenheit und Gegenwart schweigt sie, z. B. Knobelsdorff-Oper, Dresdner Zwinger, Regensburger Domtürme, Kapitol Michelangelos. Die Liste der Beispiele läßt sich mühelos verlängern. Dafür sorgen nicht zuletzt die Zeitläufte. Inzwischen sind Windsor Castle und die Wiener Hofburg von verheerenden Brandkatastrophen heimgesucht worden. Die englischen und die österreichischen Denkmalpfleger werden ihre Aufgabe wohl kaum darin sehen, die Zerstörungen in authentischer Form zu konservieren. In Barcelona ist jüngst das Gran Teatro de Liceo, eines der bedeutendsten Opernhäuser des 19. Jahrhunderts, durch ein Großfeuer völlig zerstört worden. Der originalgetreue Wiederaufbau ist beschlossene Sache, desgleichen im Falle des soeben ausgebrannten barocken Parlamentsgebäudes von Rennes in der Bretagne. Eine andere Hiobsbotschaft kommt aus dem ehemaligen Jugoslawien. „Die weltberühmte Brücke von Mostar ist nach Angaben der bosnischen Regierung zerstört worden. Nach neuen Artillerieduellen zwischen muslimischen und kroatischen Verbänden stürzte die 20 Meter hohe Brücke über die Neretva nach mehreren Treffern zusammen“ (dpa, in: *Kunstchronik* 46, 1993, S. 656). Sollen die Bosnier die Trümmer dieses Symbols ihrer Kultur aus dem Jahre 1566 künftig als Geschichtszeugnis eines bestialischen Bürgerkriegs pflegen?

Ins selbe Horn wie Mörsch bläst Ludger Fischer (Elf Thesen gegen die Zerstörung von Denkmalen durch Kunsthistoriker, in: *Bauwelt* 85, 1994, S. 354). Was dabei herauskommt, hört sich u. a. so an: „Kriege werden aufgrund rationaler Überlegungen mit eindeutigen Machtinteressen geführt. Ihre Folgen, Zerstörung von Menschen, Natur und Baudenkmalen, sind nicht zufällig, sondern beabsichtigt. Spuren von Krieg und Gewalt sind als Geschichtsdokumente zu erhalten.“ Der Denk-

malwert sei an keinen Kunstwert gebunden, und Zerstörung gehöre zum Leben und Denken wie Aufbau und Erhalten. Dann der Salto mortale: „Die Zerstörung eines Baudenkmals, bei dem es sich durchaus auch um ein Kunstdenkmal handeln kann, gehört somit zu seinem Wesen.“ Gerade im zerstörten Zustand genieße es daher „einen besonderen Schutz.“

Wenn dem so ist, dann eröffnet sich für die internationale Denkmalpflege in unserer Zeit ein weites Konservierungsfeld, vom Ensembleschutz gar nicht zu reden. Dazu wieder eine Nachricht: „Die Artillerieduelle der letzten Wochen verwandelten die afghanische Hauptstadt in ein Ruinenmeer... Kabul gleicht eher dem Dresden von 1945. Die einst blühende Hauptstadt liegt in Schutt und Asche... Es gibt kaum noch ein Gebäude in den einst dichtbesiedelten Stadtteilen..., das nicht zerstört oder von Geschossen durchsiebt wäre.“ (dpa, in: *Mittelbayerische Zeitung*, 17. Februar 1994). Weitere Schlußfolgerungen erspare ich mir.

Andere Reaktionen widmen sich der Pflege traditioneller Ruinen, die von mir nicht angezweifelt wurde (Wolfgang Brönner: Keine Zukunft für Ruinen?, in: *Bauwelt* a.a.O., S. 356-359; Klaus Bingenheimer: Die Ruine als Bauaufgabe, *ebd.* S. 366-369). Auch eine sogenannte Komposit-Architektur aus Altem und Neuem wird man in besonderen Fällen vertreten können. (Emil Hädler: Aufbau und Zerstörung – Geschichte als Prozeß, *ebd.* S. 361-365). Doch läßt sich dieser Ansatz gewiß nicht verallgemeinern. Die Pasticcio-Gefahr ist größer als die Aussicht auf künstlerisches Gelingen.

Weder habe ich Ruinendenkmäler generell abgelehnt noch Rekonstruktionen zerstörter Architektur zum Allheilmittel erklärt. Für den Erhalt von Ruinen wurden sinnvolle Beispiele benannt (Kolosseum, Eldena, Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, Fort Douaumont, Münchner Nazi-Tempel, Kieler U-Boot-Bunker, Lübecker Kirchenglocken). Für das Problem der Rekonstruktion wurde gefordert, jeden Fall einzeln zu prüfen und die unausweichliche Frage nach der Alternative überzeugend zu beantworten (These zehn). Die Möglichkeit von Ruinen schließt die Möglichkeit von Rekonstruktionen nicht aus und umgekehrt. Differenzierung tut not, auch begrifflich.

In einem bemerkenswert dichten Aufsatz verband Achim Hubel einen historischen Abriss der Denkmalpflege mit Problemanalyse. In diesem Rahmen hat er auch zum Wiederaufbau der Dresdner Frauenkirche und zu meinen Überlegungen kritisch Stellung genommen (Denkmalpflege zwischen Restaurieren und Rekonstruieren, in: *Zeitschrift für Kunsttechnologie und Konservierung* 7, 1993, S. 134-154). Der Autor befürchtete eine Abwertung der ureigensten Aufgabe der Denkmalpflege, nämlich des Einsatzes für die Erhaltung originaler Bausubstanz, was nicht das Thema und schon gar nicht die Intention war. Im Gegenteil. Notwendigkeit und Mühsal solchen Einsatzes sind mir aus eigener Erfahrung hinlänglich bekannt (u. a. Jörg Traeger: Walhalla-Brückentrasse-Klärschlammdeponie, in: *Kunstchronik* 31, 1978, S. 261-273; ders.: Sachzwang Denkmal. Überlegungen zum Denkmalschutz am Fall Walhalla, in: *Bayerisches Landwirtschaftliches Jahrbuch* 57, 1980, S. 994-1003). Hubels Ablehnung einer beliebigen Manipulierbarkeit historischer Bauten sei daher noch einmal auf das nachdrücklichste bekräftigt. Auch

seine Kritik an bestimmten denkmalpflegerischen Maßnahmen aus jüngster Zeit ist ohne weiteres nachvollziehbar.

Eine grundsätzliche Frage drängt sich bei der Lektüre des Aufsatzes allerdings auf. Sie lautet: An welcher Stelle soll die Denkmalpflege den Schlußstrich unter die Geschichte ziehen? Gewiß zeitigt die Praxis der Rückrestaurierung von mehr oder weniger fiktiven Urzuständen häufig zweifelhafte Ergebnisse. Die Pflege eines durch Alter bereits selber ehrwürdig gewordenen Restaurierungszustands von ehemals scheint dann das geringere Übel. Das theoretische Problem, das langfristig auch ein praktisches werden muß, bleibt indessen ungelöst. Vor dieses Problem sähe man sich in der Dresdner Frauenkirche übrigens auch dann gestellt, wenn sie nicht eingestürzt wäre. Die originale Raumbfassung hatte 1868 einer gründlichen Restauration weichen müssen, die 1930-32 teilweise rückgängig gemacht wurde. 1940-43 erfolgte eine neuerliche Veränderung des Gesamtzustands. Die Geschichte ist offen, auch die der Denkmalpflege. Den Schlußstrich gibt es daher ebenso wenig wie einen archimedischen Punkt der Restaurierung. Denn über kurz oder lang bedürften dieser Punkt und jener Strich selber der Restaurierung.

Hanno-Walter Kruft (†) hat die historische Moral, genauer, das Problem der Wahrhaftigkeit von Rekonstruktionen angesichts einer irreversiblen Geschichte in den Mittelpunkt seines Beitrags gerückt (Rekonstruktion als Restauration? Zum Wiederaufbau zerstörter Architektur, in: *Kunstchronik* 46, 1993, S. 582-589). Ohne Zweifel ist die moralische Frage von wesentlicher Bedeutung. Sie läßt sich im Falle der Dresdner Frauenkirche allerdings auch ganz anders fassen. Die Antwort fällt dann mindestens ebenso eindeutig, nur gegenteilig aus. Auf die Gewichtung kommt es an.

Manfred F. Fischer sagt durchaus einleuchtend, daß die Diskussion um die Dresdner Frauenkirche mit derjenigen um das Berliner Schloß nicht in Zusammenhang gebracht werden dürfe (Non possumus. Zur Phantomsimulation von drei Fassaden des ehem. Stadtschlusses am Marx-Engels-Platz in Berlin, in: *Kunstchronik* 46, 1993, S. 589-604). Auch steuert er zugunsten einer verantwortlich rekonstruierenden Denkmalpflege weiteres Belegmaterial bei, nicht zuletzt aus seinem eigenen Hamburger Tätigkeitsbereich. Unerfindlich bleibt nur, warum er sich damit in Gegensatz zu meinen Definitionen sieht. Daß den sogenannten Spontankopien – Campanile von S. Marco in Venedig, St. Michaelis in Hamburg, klassizistische Alsterarkaden – ein höherer Rechtfertigungsgrad einzuräumen sei als Rekonstruktionen, die aufgrund totalitärer Bedrängnis erst Jahrzehnte später stattfinden können, ist alles andere als plausibel. Das Argument lebt vom politischen Bonus der Freiheit.

Beim Berliner Schloß liegen die Dinge in mancherlei Hinsicht anders als bei der Dresdner Frauenkirche. Gleichwohl ließe sich aus einem Wiederaufbau eine Lehre ziehen, und zwar im Hinblick auf den vom Kunstdenkmal abgekoppelten Begriff des Geschichtszeugnisses. Der Wiederaufbau des Schlosses wäre nämlich logischerweise als Geschichtszeugnis des entsprechenden politischen Willens anzuerkennen. In historischer Perspektive ist die Gegenwart nicht besser und nicht schlechter als die Vergangenheit. Spätestens hier wird aber deutlich, daß das Ope-

rieren mit dem reinen „Geschichtszeugnis“ zum gefährlichen Bumerang für diese Position werden muß. Auf die eigene Zeit bezogen, kann mit dem „Geschichtszeugnis“ die Politik so gut wie alles entschuldigen, die Sprengung des Berliner Schlosses und den Marx-Engels-Aufmarschplatz ebenso wie den Horten-Konzern in der Regensburger Altstadt und die nostalgische Stilattrappe am Aachener Rathaus. Hingegen führt an den künstlerischen Einwänden schwerlich ein Weg vorbei (vgl. Tilmann Buddensieg: Die Schloß-Lüge. Gegen eine Rekonstruktion des Berliner Stadtschlosses, in: *Süddeutsche Zeitung*, 30. Dezember 1992).

In Parenthese: Die unterschiedliche Wortform in den beiden Druckfassungen der Potsdamer Erklärung ist auch mir aufgefallen (*Deutsche Kunst- und Denkmalpflege* 1991, S. 96: „Denkmalpfleger sind einzig den nicht reproduzierbaren Geschichtszeugnissen verpflichtet...“; *Kunstchronik* 44, 1991, S. 391f.: „...den nicht reproduzierten Geschichtszeugnissen...“). Ich glaubte, mich für die „reproduzierten Geschichtszeugnisse“ entscheiden zu sollen, weil diese Form begrifflich präziser schien. Ein Zeugnis muß richtig reproduziert werden. Der Fehler wurde beim Wiederabdruck bereits verbessert. An der Logik ändert sich dadurch nichts. M. F. Fischers Häme geht ins Leere. Reproduzierte Geschichtszeugnisse setzen Reproduzierbarkeit voraus. Diese wiederum verwirklicht sich in reproduzierten Geschichtszeugnissen.

Anstoß hat, wie vorauszusehen, besonders der Satz erregt, daß Architektur notfalls ersetzbar sei. Die wichtigen Einschränkungen wurden gemacht, von den Kontrahenten aber im wesentlichen ignoriert. Kraftvoll malen sie die Vorzüge des Originals gegenüber der Rekonstruktion aus. Recht haben sie. Nur geht es darum leider nicht. Mit der Zerstörung hat das Original aufgehört, die Alternative zur Rekonstruktion zu bilden. Man muß sich also nach etwas anderem umsehen. Wem das Ersetzen nicht gefällt, sollte dafür Ersatz anbieten. Das Ruinenangebot wird die Öffentlichkeit nur selten überzeugen.

Der Akzent liegt auf „notfalls“. Der Notfall heißt „Dresden“. Er bedarf keiner näheren Erläuterung. Eine der fürchterlichsten Zerstörungen der Geschichte mit ihren unermeßlichen Folgen liegt auf einer gänzlich anderen Ebene als der Vorschlag von Eigentümern, ein Denkmal nach „genehmigtem Abbruch schöner und glänzender wieder aufzubauen als es vorher gewesen sei“ (Hubel). Letzteres ist in der Tat mit aller Macht zu verhindern. Das schließt aber nicht aus, daß die Denkmalpflege im Notfall eben jene andere Ebene betritt und die übergeordnete menschliche Kategorie eines Wiederaufbaus gegebenenfalls auch offensiv vertritt. Es genügt nicht, das Problem an die Politiker weiterzugeben. Eine Askese dieser Art wird im übrigen kaum zur Stärkung der ohnehin schwierigen Position der Denkmalpflege beitragen.

Daß die Denkmalpflege die oft erheblichen Probleme einer originalgetreuen Rekonstruktion ins Bewußtsein rücken und vor Halbheiten warnen muß, steht auf einem anderen Blatt. Die Schwierigkeiten sind auch in Dresden nicht gering. Die Fragestellung muß in einem Fall wie diesem jedoch umgedreht werden. Sie lautet dann: Wie großzügig darf, bei gegebener Dokumentation, auf einen detaillierten Ersatz des ehemaligen Zustands verzichtet werden?

Die Frage stellt sich z. B. auch in der Wiener Hofburg und in Windsor Castle. In Monterchi wurde die Kapelle, in der die „Madonna del Parto“ von Piero della Francesca angebracht war, 1917 durch Erdbeben schwer beschädigt. Die heutige Kapelle ist eine Nachbildung aus dem Jahre 1928. In einem Erdbebengebiet liegt z. B. auch die sizilianische Barockstadt Noto. Seit Jahrzehnten verfällt sie. 1990 stürzte ein Flügel des ehemaligen Jesuitenkollegs ein. Ein Wiederaufbau scheiterte bislang an den Verhältnissen. Er wurde kürzlich wenigstens zum Thema eines Kongresses in Syrakus gemacht (*Frankfurter Allgemeine Zeitung* v. 29. November 1993).

Das wiederaufgebaute Kunstdenkmal sei das Denkmal des materiellen Zusammenhangs zwischen dem Geschichtszeugnis der künstlerischen Idee und dem Schauplatz seiner Verwirklichung, besagt meine These neun. Der Begriff „Denkmal“ wurde gewählt, um in der Terminologie der Problemebene zu bleiben. Man kann mit Mörsch auch von „Erinnerungszeichen“ oder, besser, mit M. F. Fischer von „Abbild“ sprechen. Völlig trifft auch dieses Wort nicht zu, weil es den erneuerten oder auch veränderten Gebrauchswert des Baudenkmals nicht abdeckt.

Doch unabhängig davon: Sind Abbilder verwerflich? Das rigorose Wahrheitsargument hat auch etwas zu tun mit dem Architekturoethos des 20. Jahrhunderts. Das zeigte sich schon bei der Diskussion um den Wiederaufbau von St. Michaelis in Hamburg (1906-1912). Daß die Ziele dieses Ethos schlechthin gültig seien, kann man nicht behaupten. Wäre es so, dann müßte die europäische Kunstgeschichte einer gründlichen moralischen Revision unterzogen werden, die Denkmalpflege eingeschlossen. Tatsächlich ist die Moral des Abbildes ebenso alt wie unverwüstlich. Die Kathedrale von Valence wurde im Religionskrieg 1562 und 1567 aufs schwerste getroffen: Langhaus- und Chorgewölbe samt Kapellen eingestürzt, dazu 16 von 18 Pfeilern am Boden. Eine Spontanrekonstruktion war nicht möglich. Vier Jahrzehnte später verlangte der Werkvertrag von 1604 die exakte Wiederaufrichtung der Pfeiler in der alten Form und auf den alten Fundamenten. Selbst die Kapitelle mußten genau nach dem Vorbild der alten neu angefertigt werden („comme ils étaient par le passé“). Als Kathedrale war der Bau ein Hort der Wahrheit. Offenbar kann diese Kategorie auch anders als im Sinne moderner Architektenlehre verstanden werden.

Die Denkmalpflege des 20. Jahrhunderts arbeitet am Objekt der Architektur auf weite Strecken mit Grundsätzen, welche dem Architekturdenken der eigenen Zeit widersprechen. Das unterscheidet sie von der Denkmalpflege des 19. Jahrhunderts. Die Problematik läßt sich an der Situation nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik studieren. Hier galt es nicht nur, zerstörte alte Architektur wiederaufzubauen, sondern parallel dazu auch den Anschluß an die Moderne wiederzugewinnen. Nicht selten wurde ein Brückenschlag versucht. Die Kompromißlösungen, die dabei herauskamen, blieben in aller Regel unbefriedigend. Die Konsequenz liegt auf der Hand. Das Ethos moderner Architekturtheorie greift im Grunde nur da, wo die Werke ihrer Vertreter selbst zum Gegenstand der Denkmalpflege werden.

Was das Insistieren auf historischer Wahrhaftigkeit gegenüber einer unabänderlichen Geschichte betrifft, so ist auch hier Vorsicht geboten. Über den Gemeinplatz von den jeweils besonderen Ausgangsbedingungen der erwähnten älteren Rekonstruktionen braucht man nicht zu diskutieren. Er trifft für sämtliche Baumaßnahmen der Architekturgeschichte zu. Das 20. Jahrhundert, zerstörerisch wie kein anderes Jahrhundert zuvor, hat der Bandbreite der möglichen Motivationen indessen eine weitere hinzugefügt, nämlich das Bedürfnis, Symbole des Bewahrens gegen die Vernichtung zu setzen. Dieses Bedürfnis muß zunächst einmal als authentischer Geschichtsfaktor ernst genommen werden. Den Wiederaufbau von Kriegsrüinen als unredlich zu brandmarken, heißt die redliche Kategorie des Geschichtszeugnisses verkennen. Auch das ist Teil des Dilemmas, um das es in dieser Debatte geht.

Das Dilemma verschärft sich aber noch. In Arras wurden im Ersten Weltkrieg 2500 Gebäude (von insgesamt 4500) so gut wie vollständig zerstört, darunter das Rathaus und der Beffroi. Nur 230 Häuser blieben einigermaßen intakt, und nur eine Kirche war noch benutzbar. Nach 1918 wurde die Stadt, vor allem die Petite und die Grande Place, weitgehend originalgetreu rekonstruiert. Das Projekt eines neuen Rathauses in zeitgenössischen Architekturformen wurde abgelehnt. Die Gedenktafel am rekonstruierten Rathaus teilt mit, es habe den im Krieg 1914-18 zerstörten Vorgängerbau des 15., 16. und 19. Jahrhunderts ersetzt („remplacé“). Der Wiederaufbau des Beffroi sei die Krönung der „résurrection d'Arras“ gewesen, heißt es vor Ort. Offenbar sah man hier Heimat hergestellt (Henry Gruy: *Regards sur Arras au cours des ages*, Roanne-Le Couteau 1982, S. 135ff.). Ein unredliches Unterfangen?

Vor dem Warschauer Schloß pflegen die Wiederaufbaueegner aus dem Tritt zu geraten. Die Axiomatik sieht sich entwaffnet. „Erinnerungszeichen“ reicht nicht. Das Symbol des Bewahrens gegen die Vernichtung erweist sich als Element des Überlebens. Das gilt noch mehr und in anderer Weise für die Berliner Synagoge. Die Wiederherstellung ihres äußeren Erscheinungsbildes sei nur einer der Schritte, welche die jüdische Gemeinde auf dem Weg in eine vitale Zukunft des jüdischen Lebens in Berlin nehmen müsse, sagte bei der Neueinweihung 1991 Heinz Galinski, Vorsitzender des Zentralrats der Juden in Deutschland (*Süddeutsche Zeitung*, 6. September 1991). Den gleichen Gedanken kann man auch mit dem Motto von Montecassino ausdrücken: „Succisa virescit.“ Wenn auch zurückgeschnitten, ergrünt es wieder. Der greise Abt Gregorius Diamare legte mit diesen Worten am 15. März 1945 den Grundstein zum Wiederaufbau der völlig zerstörten Abtei des Hl. Benedikt auf der Grundlage der geretteten Baupläne.

Georg Dehio und Alois Riegl haben noch vor dem Ersten Weltkrieg Maßstäbe gesetzt. „Konservieren, nicht Restaurieren“ lautete die berühmte Formel Dehios. Den späthistoristischen Ausbau der Ruine des Heidelberger Schlosses hat er um 1900 zu Recht verhindert. Weniger bekannt ist dagegen, daß Dehio 1909 mit großem Nachdruck Toleranz forderte für die „Hamburger Anschauungen, die der Michaeliskirche ihre alte Gestalt wieder geben wollten“. Immer und ewig, so Dehio, werde es „dieses selbe Dilemma, das es in Hamburg gab, von Zeit zu Zeit wieder ge-

ben“ (in: *Denkmalpflege. Auszug aus den stenographischen Berichten des Tages für Denkmalpflege ... in Trier 1909*, hrsg. von A. v. Oechelhaeuser, I, Leipzig 1910, S. 117; freundlicher Hinweis von Achim Hubel).

„Arras“ konnte Dehio nicht voraussehen, die Bombenteppiche des Zweiten Weltkriegs erst recht nicht. Das gilt auch für Fritz Schumacher, den Manfred F. Fischer als Zeugen gegen meinen „verhängnisvollen Irrtum“ bemüht. Den Wiederaufbau von St. Michaelis hat Schumacher mit künstlerischen Gründen 1907 energisch bekämpft. 1944 dachte er anders. Die Hamburger Altstadt war zerstört. Unter diesem Eindruck schrieb der bedeutende Architekt und Stadtplaner: „Ich würde heute eine historische Wiederherstellung der Michaeliskirche, den Zustand von 1906 vorausgesetzt, ohne weiteres bejahen, und zwar nicht nur im Hinblick auf den Turm als Heimatzeichen, sondern allein schon wegen der Gestaltung des Innenraumes. Als ich ihn noch nicht kannte, war ich anderer Ansicht“ (nachzulesen bei Manfred F. Fischer: *Brand und Wiederaufbau von St. Michaelis, 1906 bis 1912*. Ein Symbol setzt sich durch, in Dieter Haas: *Der Turm. Hamburgs Michel, Gestalt und Geschichte*, Hamburg 1986, S. 73).

Schon Paul Clemen hat den Gegensatz zwischen Konservieren und Restaurieren als „scheinbare Polarität“ entlarvt und 1946 eindringlich den Wiederaufbau der kriegszerstörten Denkmale im Rheinland gefordert. Heute ist die Verteidigung der Rekonstruktion durch die Denkmalpflege gegen die Widersacher in den eigenen Reihen unabdingbar (dazu Michael Metschies: *Von der bösen Lust zum Rekonstruieren. Denkmalpflege vor dem Sündenfall?* in: *Rheinische Heimatpflege* 29, 1992, S. 91-104). Dies umso mehr, als hinter der einschlägigen Praxis eine ungebrochene Tradition steht.

Lange bevor es staatliche Denkmalämter gab, wurde ein rekonstruierender Umgang mit älterer Architektur bereits ganz selbstverständlich gepflegt. Die Namen der größten Meister sind damit verbunden, von Bramante und Francesco di Giorgio über Lemercier, Wren und de Cotte bis zu Schlaun und Pöppelmann. Die Beispiele sind Legion. Ohne sie sähe der Bestand der abendländischen Baukunst erheblich ärmer aus, wie Wolfgang Götz auf breitester Basis nachgewiesen hat (Zum Wiederaufbau des Saarbrücker Schlosses. Argumente pro und contra, in: *saarheimat* 3-4, 1979, S. 63-82; ders.: *Rekonstruktion und Kopie vor 1800*. Ein ästhetisches politisches, moralisches Problem oder - eine Selbstverständlichkeit?, in: *Saarbrücker Hefte* 56, 1984, S. 57-78). Die neuere Denkmalpflege hat von ihren Anfängen bis in unsere Tage die rekonstruierende Praxis fortgesetzt (Ingeborg Schild: *Über Nachbildungen und Rekonstruktionen als Methoden der Denkmalpflege*, in: *Rheinische Heimatpflege* 28, 1991, S. 248-258).

Am Ende des 20. Jahrhunderts kann die Berufung auf die Autorität von Dehio und Riegl, aber auch, wie man sieht, auf die Autorität von Schumacher die unerläßliche Differenzierung bzw. Ergänzung ihrer Theorien nicht ersetzen. Ein strenges, hermetisches System der Denkmalpflege wird es ohnehin nicht geben. Es wäre intellektuell und praktisch viel zu anfällig und daher ständig reparaturbedürftig. Über Ziele, Wege und Inhalte einer Theorie mögen die Meinungen auseinandergehen. Postulat und Realität sollten einander jedoch möglichst nahekommen. Dar-

auf wird man sich rasch einigen. Das ist im übrigen auch der Sinn von Definitionen. Wo Postulat und Realität in verschiedene Richtungen streben, kann indessen leicht der Eindruck entstehen, daß entweder die Theorie oder die Praxis nicht stimmt.

Zweck meiner Überlegungen war es, angesichts einer gemischten Diskussion den Wiederaufbau der Dresdner Frauenkirche zu unterstützen und einige damit verbundene prinzipielle Probleme anzusprechen. Die Erwiderungen haben sie nicht aus der Welt geschafft, sondern eher bestätigt. Meine Definitionen wurden im Blick auf die Realitäten entwickelt. Ihre Brauchbarkeit ist an der Praxis der Denkmalpflege zu überprüfen und weniger an Axiomen, deren Praktikabilität fraglich erscheint.

Tradition ist nicht nur Vergangenheit, sondern auch Zukunft. Über eines sollte man sich im klaren sein: Welche Entscheidung im konkreten Einzelfall auch gefällt werden mag, die Konsequenzen sind, so oder so, beträchtlich. Direkt oder indirekt werden Weichen für Jahrhunderte gestellt. Welche Stationen der Zug bei der Fahrt ins Ungewisse passieren wird, wissen wir nicht. Beispiele für frühzeitige Entgleisungen kennt dagegen jeder. Die Frage bleibt, womit der Mit- und Nachwelt mehr gedient ist, mit dem Wiederaufbau einer Kriegsrue als Denkmal des zerstörten Bauwerks oder mit einer Prinzipientreue, die dieses Denkmal verhindert hat. Unser Vermächtnis kann ziemlich karg ausfallen. Das Urteil darüber ebenso.

Abschließend aus denkmalpflegerischer Sicht des Fazit von Manfred F. Fischer zum Streit um den Wiederaufbau von St. Michaelis in Hamburg:

„Wird nun aber nicht nur ein neues Gehäuse für die alte oder gewandelte Funktion erstellt, sondern wird das zerstörte historische getreu nachgebaut, wird also das ganze Objekt in seiner historischen Vielgestalt in seiner dem gegenwärtigen Stil meist nicht mehr entsprechenden Form wieder zum Leben erweckt, so liegt seine Funktion in eben dieser historischen, individuellen Form. Hinter einem solchen Entschluß stehen Kräfte, welche diese Kopie, diese Nachschöpfung für erforderlich halten. Die Funktion liegt in einem besonderen geistesgeschichtlichen oder auch politischen Wert des Objektes. Es ist zum 'monumentum' geworden; zum Denkmal, dem ein so großer Wert innewohnt, daß der Respekt vor ihm die schöpferische Eigenleistung in den Hintergrund verweist. Die vielen Fälle dieser Art, welche sich vor allem seit den Zerstörungen zweier Weltkriege häufen, sind letztlich ein Aufbäumen gegen die Fakten einer als Willkür empfundenen Geschichte. Diesen Einbrüchen gegenüber war der Entschluß zur Rekonstruktion ein Bekenntnis zur Kontinuität“ (a.a.O., S. 75).

Dem ist nichts hinzuzufügen.

Jörg Traeger